

»Führ' uns dem Ziel entgegen«

Gedanken zur Jahrhundertwende • Brigitte Hoffmann

Während ich anfang, über diese Ansprache nachzudenken, hörte ich, wie in einem evangelischen Gottesdienst ein Text aus dem 13. Kapitel des 2. Mosebuchs gelesen wurde: dem Beginn des Auszugs der Israeliten aus Ägypten. Natürlich kannte ich die Geschichte schon seit der Schulzeit, aber beim Wiederhören war ich fasziniert von der Botschaft des Textes: daß da ein Volk – auch wenn dieses Volk nur aus einem relativ kleinen Clan von Halbnomaden besteht – aufbricht aus einer zwar erbärmlichen, aber doch einigermaßen gesicherten und geordneten Existenz und hinauszieht in die Menschenfeindlichkeit der Wüste, ins Unbekannte, allein im Vertrauen auf ein Versprechen Gottes – oder, etwas banaler ausgedrückt, auf die charismatische Führerpersönlichkeit des Mose, der ihnen den Willen Gottes vermittelt –; daß sie immer wieder unsicher werden und murren: »Es wäre besser für uns, den Ägyptern zu dienen, als in der Wüste zu sterben«; daß sie trotzdem immer wieder weiterziehen und daß ihr Gottvertrauen schließlich das Unmögliche möglich macht.

Es liegt etwas Aufrüttelndes in dieser Botschaft: der Glaube kann Berge versetzen – dann, wenn man bereit ist, seine ganze Existenz daran zu setzen. Ist das nicht eine Parallele, ein Vorbild für den Aufbruch in ein neues Jahrhun-

dert mit seinen Veränderungen und Herausforderungen, die uns Angst machen – ich nenne nur einige Stichworte: Klimaveränderung, Bevölkerungswachstum, Umweltzerstörung, Globalisierung, Gentechnik?

Und natürlich drängte sich mir die uns viel näher liegende Parallele auf, die zudem nicht Mythos, sondern reale Geschichte ist: die Auswanderung der Templer nach Palästina. Auch sie ließen eine gesicherte Existenz hinter sich und brachen auf ins Ungewisse in einem absoluten Glauben an einen göttlichen Auftrag, und auch sie konnten etwas verwirklichen, was alle für unmöglich gehalten hatten. Sollte diese Unbedingtheit nicht Vorbild für uns sein?

Aber ich konnte aus diesem Ansatz keine Ansprache machen. Denn die Parallele zum Jahrhundertanfang stimmt nicht. Und nicht nur deshalb nicht, weil Israeliten wie Templer freiwillig zu etwas Neuem aufbrachen, während der Jahrhundertanfang für uns ja nur ein Abschnitt in einer Entwicklung ist, die wir nicht aufhalten und, wenn überhaupt, nur unwesentlich beeinflussen können.

Wir könnten sicher mehr bewirken, wenn wir den bergeversetzenden Glauben der Damaligen hätten. Aber wir haben ihn nicht, und das ist kein Zufall und nicht nur Ausdruck unserer Schwäche. Wir können nicht mehr, so wie sie, glauben, daß Gott im ein-

zeln in die Geschichte eingreift oder daß wir den Plan Gottes mit der Menschheit, und das heißt den Lauf der Geschichte, deuten können. Und deshalb können wir auch nicht mehr glauben, daß wir mit einer einzigen großen Glaubenstat in der Lage wären, die Rettung der Menschheit in die Wege zu leiten.

Wenn etwas ablesbar ist an der Entwicklung der Menschheit – und damit vielleicht ein Zipfelchen eines göttlichen Plans –, dann das, daß sie immer vielfältiger und damit reicher geworden ist, aber genau damit auch immer komplizierter. Besser machen, vervollkommen, läßt sie sich nur punktuell, von einzelnen Problemen her, für die wir nach einer Lösung suchen. Wir können nicht verhindern, daß neue Probleme nachwachsen, aber wir können auch für diese neuen offen sein und uns für neue Lösungen einsetzen.

Dann kann es geschehen, daß aus kleinen Initiativen große Organisationen werden, die viele Menschen erreichen und Leid lindern helfen. Es gibt viele Beispiele dafür, von den caritativen Orden über das Rote Kreuz bis zu den Tausenden von Selbsthilfe-, Umwelt- und sonstigen Gruppen. Sie verlieren mit der Größe notwendig etwas von ihrem Charisma und auch von ihrer Unschuld, weil unter Tausenden von Mitarbeitern einer uneigennütigen Organisation immer auch einige weniger uneigennütige sind. Schon deshalb ist es notwendig und gut, daß immer wieder neue Initiativen entstehen.

Ich komme noch einmal auf meine ungeeigneten Beispiele zurück. Der Auszug der Israeliten aus Ägypten ist in der Form, wie die Bibel ihn erzählt, keine historisch gesicherte Tatsache – wenn auch biologische und geologische Forschungen zeigen, daß einige der berichteten Wunder, die uns völlig märchenhaft erscheinen, sich durchaus so zugetragen haben könnten. Soweit er historisch ist, dürfte die Entwicklung umgekehrt verlaufen sein, als die Bibel sie berichtet. Nicht das Gottvertrauen der Israeliten hat den Auszug ermöglicht, sondern die wunderbare Errettung und Bewahrung auf diesem Auszug hat ihren unbedingten Glauben wachsen lassen.

Dieser Glaube an einen Gott, der sich ein Volk erwählt und einen Bund mit ihm schließt, ist nicht mehr der unsrige. Aber der Glaube, der später im Judentum, dann im Christentum und im Islam daraus erwachsen ist, der Glaube an einen allumfassenden Gott aller Menschen und allen Seins, der trotzdem dem Einzelnen zugewandt ist, – dieser Glaube hat den größeren Teil der Welt erobert und bestimmt heute zum Teil unser Denken selbst noch da, wo die Menschen sich dessen nicht mehr bewußt sind.

Ähnliches ließe sich, in viel kleinerem Maßstab, von den frühen Tempeln sagen. Sie haben ihr unmittelbares Ziel, Keimzelle eines sich kontinuierlich ausbreitenden Reiches Gottes zu sein, nicht erreicht und haben doch viel mehr bewirkt, als man von

einer so kleinen Gruppe von Menschen erwarten könnte.

Ob das im einzelnen Gottes Wille war, können wir nicht wissen. Es wäre Anmaßung, das zu behaupten. »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr« – auch das ist Teil israelitischer Gotteserkenntnis, es steht bei Jesaja (55,8). Aber vielleicht können wir danach streben, daß unsere Wege den Wegen Gottes dienen – auch wenn wir nicht sehen können, auf welchen Wegen.

Was heißt das für uns konkret? Was können wir tun? In einem Lied von Jochen Klepper endet die erste Strophe:

»Nun von dir selbst in Jesus Christ
die Mitte fest gewiesen ist,
führ' uns dem Ziel entgegen.«

Und die letzte beginnt:

»Der du allein der Ew'ge heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weißt ...«

Das sind zwei Aussagen. Die eine: Gott allein kennt das Ziel, wir kennen es nicht. Und trotzdem heißt es: Führ' uns dem Ziel entgegen. Das be-

deutet Vertrauen zu Gott und zu dem Weg, den er uns führt, auch wenn wir das Ziel, für uns selbst und für die Welt, nicht sehen können; Vertrauen, daß dieser Weg einen Sinn hat.

Die andere: in Jesus, durch ihn, ist die Mitte gegeben. Klepper hat das wahrscheinlich etwas anders verstanden, als wir es tun, trotzdem gilt es auch für uns: die Mitte für uns ist unsere Gegenwart, und für die ist der Orientierungspunkt das, was Jesus uns gelehrt hat: Vertrauen in einen Gott, der uns Liebe gibt und von uns erwartet, daß wir sie, im Rahmen unserer Möglichkeiten, weitergeben. Das können wir versuchen zu üben, in unserem unmittelbaren Umfeld, dort, wo wir eine Möglichkeit sehen, mit Engagement darüber hinaus, und darauf vertrauen, daß das Wenige, das wir tun können, weiterwirkt.

Ich denke, mit einem solchen Vertrauen können wir gelassen in ein neues Jahrhundert gehen.

Aus einer Ansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 9. Januar 2000

»Ich wasche meine Hände in Unschuld«

Kritische Gedanken zu den Passionsberichten • Otmar Kurrus

Jesus war dem jüdischen Hohenpriester Kaiphas – wie der römische Prokurator (richtiger: Präfekt) Pilatus wurde er im Jahre 36 seines Amtes enthoben – und seinen Anhängern (Saddu-

zäern und Herodianern) unangenehm aufgefallen. Ein Außenseiter aus Galiläa, einer Landschaft, die für Juden mit einem Mangel an Rechtgläubigkeit, für die Römer mit Aufruhr verbunden war.

Sie wollten den Unruhestifter loswerden.

Ihre Beweggründe waren komplex: Angst vor einem möglichen Aufruhr und die daraus von den Römern gezogene Konsequenz (Verlust der verbliebenen Reste an Souveränität; vgl. Joh 11,50 und 18,14), also ein politischer Grund, aber auch religiöse Gründe (Sabbatübertretung, Mißachtung der Reinheitsvorschriften, unübliche Auslegung der Gebote), soziale (Umgang mit Frauen und Randgruppen) und finanzielle (Verminderung der Tempelinnahmen – vgl. die »Tempelreinigung« durch Jesus –, Option für die Armut).

Sicher hat der Hohepriester Pilatus auf Jesus aufmerksam gemacht und ihn wahrscheinlich zur Verhaftung (nach Joh 18,3 und 12 waren jüdische, aber auch römische Schergen tätig) und zum Todesurteil angestiftet, vielleicht sogar gedrängt. Letzteres wird von Markus und in seinem Gefolge Matthäus und Lukas, also den Synoptikern nicht erwähnt und ist in der Version Joh 19,12 vermutlich eine Übertreibung, die versucht, die Römer zu entlasten, indem sie die Juden belastet.

Jesus wurde entsprechend dem Johannesevangelium nicht vom jüdischen Synedrium, dem »Hohen Rat«, zum Tode verurteilt (der bei Gotteslästerung durchaus berechtigt war, Steinigung als Todesstrafe auszusprechen – vgl. 3Mo 24,16 – und diese auch unter den Römern vollziehen durfte), sondern es fand wohl nur ein kurzes Verhör seitens des Hohenpriesters und einer Gruppe

von Synedriumsmitgliedern (mit Sicherheit nicht von Pharisäern) statt, um Anklagepunkte zu finden.

Bei dem Wort vom Tempelabriß Mk 14,58 handelt es sich höchstwahrscheinlich um eine nachösterliche Gemeindebildung (die drei Tage!), doch könnte der Tempel insofern eine Rolle gespielt haben, als Jesus sich von ihm (genauer: von dem dortigen Opferkult) distanzierte (Einflüsse von Qumran, vermittelt über seinen vermutlich zeitweiligen Lehrer Johannes den Täufer?).

Hauptpunkt der jüdischen Anklage war die Messiasfrage, die von Kaiphas, aber auch vom Volk politisch gesehen wurde. In Mk 14,61 ist »Messias« und »Sohn des Hochgelobten« identisch (siehe Lk 22,67-70; ebenso in einem Qumranfragment). Dabei bezieht sich das letztere auf den Königspalm 2,7. Die Antwort Jesu in Mk 14,62 ist Ps 110,1 und Dan 7,13 entlehnt. »Unter historischem Gesichtspunkt erscheint diese Szene (Mk 14,55-65) unglauwbüdig... Das historisch Richtige ist wahrscheinlich in der kurzen Notiz 15,1 zu finden: Der Hohe Rat beschloß, seinen Gefangenen dem römischen Prokurator zur Durchführung eines Kapitalprozesses auszuliefern« (U. Wilckens). Ein Messiasanspruch Jesu hätte zweifellos zu Unruhen im Volk führen können.

In diesem Zusammenhang muß aber betont werden, daß eine Selbstbezeichnung wie Messias oder Gottessohn nach jüdischem Verständnis gar kein todeswürdiges Verbrechen war.

Nach dem Verhör wurde Jesus den Römern übergeben. Der Hohepriester wird ihn als Aufrührer beschrieben haben. Dafür war Pilatus empfänglich. In seiner zehnjährigen Amtszeit hat er Tausende von Juden kreuzigen lassen. Besonders auf einen davidischen Messias, einen Königs-Messias, reagierten die Römer allergisch. Pilatus verurteilte Jesus sicher nicht wegen Gotteslästerung – innerreligiöse Streitereien waren ihm völlig gleichgültig –, sondern wegen Aufrührverdachts zum Kreuzestod.

Die Wahrheit ist, daß Jesus die anbrechende Königsherrschaft Gottes verkündete, dies unter der Bevölkerung Unruhe hervorrief, was Kaiphas zum Handeln veranlaßte – seine Befürchtung wurde 40 Jahre später schreckliche Wirklichkeit –, indem er Pilatus einschaltete. Die Römer hatten genug schlechte Erfahrungen mit Pseudomessiasen – der bekannteste, Bar Kochba, sollte 100 Jahre später den letzten Aufruhr gegen sie anführen –, was sie zum Eingreifen zwang, so daß die Kette Jesus-Kaiphas-Pilatus fast automatisch von einem guten Anfang zu einem schlechten Ende führte.

Aber warum hat Jesus sein »Das sagst du!« nicht gegenüber Pilatus erläutert, warum schwieg er (Mk 15,5) und versuchte nicht, ihn von seiner gewaltlosen Lehre zu überzeugen? Vielleicht sah er keine Möglichkeit, den Verdacht des Pilatus zu zerstreuen. Wahrscheinlicher gab es gar keine

Gelegenheit zur Verteidigung. Der Judenhasser Pilatus wird seinen Gefangenen kaum eines Blickes gewürdigt haben. »Politische Aufrührer wurden ohne viel Federlesens, jedenfalls ohne förmliches Verhör und Dolmetscher, gekreuzigt. Mit Jesus wurde da nicht anders verfahren als mit anderen Aufrührern bzw. vermeintlichen Aufrührern« (der Freiburger Jurist W. Fricke in seinem empfehlenswerten Buch »Der Fall Jesus«, 1995).

Die Diskussionen zwischen Jesus und Pilatus sind freie Erfindungen der Evangelisten. Der brutale, grausame und unnachgiebige Statthalter war weder zu einer Volksbefragung bereit noch zu einem Tausch von Jesus gegen den Aufrührer Barabbas – in einem persönlichen Gespräch in Freiburg sagte Pinchas Lapide zu mir, der »Sohn des Vaters« (so die Bedeutung des Namens Barabbas) sei das erfundene alter ego von Jesus, man habe Jesus in eine gute und böse Person geteilt, um den nötigen Kontrast zu bekommen und um zu zeigen, wie sehr Pilatus sich bemühte, eine Verurteilung Jesu zu verhindern: »Ich kann dies nicht beweisen, aber es ist mein Gefühl«.

Auch kam es zu keinem philosophischen Gedankenaustausch über die Wahrheit (Joh 18,33-38). Dies alles war nur eine verständliche, aber verfälschende Anbiederung des Evangelisten an die Römer. Seit dem jüdisch-römischen Krieg von 66-73 waren die Juden im Römischen Reich äußerst unbeliebt. Das Christentum konnte nur überleben,

wenn man zwischen Jesus und »den Juden« einen Gegensatz konstruierte und andererseits den Römer Pilatus als so etwas wie einen Freund Jesu schilderte, der einzig gezwungenermaßen diesen zur Kreuzigung »übergab«.

Der christliche Antijudaismus beruht auf drei falschen Aussagen:

1. Das Synedrium hat Jesus zum Tode verurteilt. Wäre dies der Fall gewesen, so hätten die Juden ihn gesteinigt, ohne die Römer zu benötigen. Die Aussage Joh 18,31 fehlt bei den Synoptikern und ist auch sonst nirgendwo belegt. Offenbar sollen hier die Juden belastet werden, die Jesus angeblich nur deshalb nicht selbst töten konnten, weil sie dazu »kein Recht haben«; also blieb den Römern leider nichts anderes übrig, als das jüdische Todesurteil zu vollstrecken. Tatsächlich wurde jedoch in jener Nacht – der Passahnacht! – kein Todesurteil gefällt, sondern Kaiphas und einige Ratsmitglieder kamen überein, daß Jesus sterben müsse, wollten sich aber wegen der Stimmung im Volk nicht selbst die Finger beschmutzen.

2. Die Gesamtheit der Juden hat den Tod Jesu gefordert (»die Juden«; vor allem bei Johannes; besonders bösarig in Mt 27,25). In Wirklichkeit war es nur der Hohepriester mit seinem Anhang.

3. Die Juden haben Gott gekreuzigt (die »Gottesmörder«). Aber Jesus war nicht Gott (vgl. Mk 10,18). Für den gläubigen Juden Jesus wäre eine solche Behauptung eine Blasphemie gewesen.

Während die ersten beiden Punkte den Evangelien anzulasten sind, ist der dritte Punkt eine Folge der Christologie (der Konzile im 4. und 5. Jahrhundert). Wir können die Evangelien nicht mehr ändern, sondern nur noch die historische Situation referieren und kommentieren. Wir können aber unseren Glauben von einer falschen Vorstellung über Jesus befreien. Erst wenn er nicht mehr vergöttlicht wird, kann sich für uns ein unkompliziertes Verhältnis zum Menschen Jesus einstellen und läßt sich Gott in seiner wahren Größe jenseits menschlicher Bedingtheiten erahnen.

Man kann die Ausmalungen der Passionsberichte durch die Evangelisten dadurch entschuldigen, daß hier keine historischen Dokumente erstellt werden sollten, sondern einzig Glaubensverkündung ihr Ziel war. Angesichts der furchtbaren Auswirkungen, die diese geschönten Berichte in der Geschichte hatten, angesichts von Tausenden ermordeter Juden im Mittelalter und Millionen im 20. Jahrhundert – denn die Evangelien tragen auch für letzteres eine Mitschuld – erhebt sich aber die Frage nach der Verbalinspiration der Bibel. Hatte man früher naturwissenschaftliche Aussagen ausnehmen müssen, so wird jetzt überhaupt zu fragen sein, wieweit die Evangelisten unter Eingebung des Heiligen Geistes schrieben. Wenn man historische Tatsachen verfälscht und dadurch fast die Vernichtung eines Volkes – sicher so nicht beabsichtigt – bewirkt, kann vom Wal-

ten des göttlichen Geistes nicht mehr gesprochen werden.

Seit der Shoa hat sich alles verändert; nichts ist mehr, wie es früher war. Das Leiden Jesu ist angesichts

millionenfachen Leids relativiert worden. Und die Frage nach Gott, seiner Gerechtigkeit und Güte, stellt sich unaufschiebbar in aller Schärfe.

Aus »Freies Christentum«, 2/1999

UNSERE ZEIT

Der Osterstreit

Im letzten Beitrag dieser Reihe hatte ich von den Schwierigkeiten bei der Festlegung eines Ostertermins in früherer Zeit berichtet. Diese Schwierigkeiten ergaben sich dadurch, daß die Länge des Jahres sich aus der Umlaufzeit der Erde um die Sonne errechnete, während die frühen Christen, beeinflusst von alten Traditionen aus dem jüdischen Kalender, ihr Osterfest am Mondlauf orientierten.

So kam es, daß das Konzil von Nicäa (Stadt in Kleinasien, etwa zweihundert Kilometer südlich von Konstantinopel; heute Iznik) 325 n.Chr. Ostern auf den »ersten Sonntag nach dem Vollmond, der dem Frühlingsanfang (der Frühlings-Tagundnachtgleiche) folgt« festlegte. Da ein Mondumlauf um die Erde 28 Tage beträgt und nicht 30 oder 31 Tage, wie ein Monat des Sonnenjahrs, kommt es durch diese Regel von Jahr zu Jahr zu einer Verschiebung des Ostertermins. Der 22. März und der 25. April sind die äußersten Daten, auf welche dieses »bewegliche Fest« fallen kann. Jeder von uns kennt ja diese Verschiebungen aus eigenem Erleben.

Warum konnte nach einer solchen genauen, wenn auch komplizierten, Re-

gelung dann noch Streit über den Ostertermin entstehen? Das Problem lag darin, daß man Mond- und Sonnenlauf in dieser Regel miteinander verknüpft hatte, und das führte naturgemäß zu Ungenauigkeiten: Ostern war durch den Mond bestimmt, richtete sich aber nach dem Frühlingsanfang, der ja einen Punkt im Sonnenlauf darstellt. Da man das Sonnenjahr noch nicht genau bemessen konnte, mußte der Ostertermin jedes Jahr durch langwierige Berechnungen neu festgestellt werden.

Dieses festzulegen, war Aufgabe der Bischöfe, doch die konnten sich oft nicht einigen, weil die Gelehrten ihnen unterschiedliche Rechnungsmodelle anboten. Immer wieder kam es vor, daß Christen einer Diözese die Auferstehung des Herrn bereits mit einem üppigen Festgelage feierten, während die Brüder und Schwestern andernorts gerade erst mit Fasten begannen. Bis ins sechste Jahrhundert hinein gab es keine Autorität, die das Problem der Festlegung des Osterfestes allgemeinverbindlich lösen konnte.

Julius Caesar hatte schon im Jahr 46 v.Chr. eine größere Kalenderreform durchgeführt gehabt (daher die Be-

zeichnung »Julianischer Kalender«, doch konnte er trotz guter astronomischer Kenntnisse seiner Berater (darunter der hervorragende Astronom und Mathematiker Sosigenes aus Alexandria) die Jahreslänge noch nicht exakt messen. Sein Julianisches Jahr hatte die Länge von 365,25 Tagen, was etwas zu lang war. Der Frühlingsbeginn, also das Überschreiten des Himmelsäquators durch die Sonne von Süd nach Nord, trat nun in Wirklichkeit um 11 Minuten und 14 Sekunden früher ein als im Julianischen Kalender errechnet war.

Im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte addierten sich diese Ungenauigkeiten auf Stunden und auf Tage. Ostern rückte im Kalender immer weiter in die warme Jahreszeit vor, und man sah voraus, daß, wenn man nichts daran änderte, die Tagundnachtgleiche Anfang Januar und der Sonnenhöchststand im März eintreten würde. Ostern fiel somit in die heißeste Jahreszeit.

Bereits Papst Pius V. hatte versucht, im Jahre 1568 eine neue Regelung einzuführen, allerdings vergeblich. Dies gelang erst seinem Nachfolger, Papst Gregor XIII. (1502-1585). Aufgrund der Empfehlungen einer Kommission aus hochkarätigen Fachleuten (darunter der deutsche Mathematiker und Astronom Christopher Clavius) ordnete Gregor XIII. am 24. Februar 1582 in einer päpstlichen Bulle an, daß auf Donnerstag, den 4. Oktober, der 15. Oktober 1582 zu folgen habe. Damit es nicht wieder zu Abweichungen vom Sonnenjahr komme, wurden von ihm alle Säkular-

jahre (volle Jahrhunderte wie 1700, 1800, 1900), die nicht durch 400 ohne Rest teilbar waren, als Schaltjahre gestrichen (siehe Beitrag »Unsere Zeit« im Februar-Heft). Damit war der »Osterstreit« endgültig beigelegt.

Die nach Gregor benannte »Gregorianische« Kalenderreform wurde von Italien, Spanien, Frankreich, Portugal, Luxemburg und Polen sogleich übernommen. Bayern folgte 1583, Österreich und die Schweiz 1584, Ungarn 1587 und Preußen 1610. Das protestantische Deutschland hatte es damit nicht so eilig und stellte erst am 18. Februar 1700 um, ebenso Norwegen und Dänemark. Zu den am spätesten »bekehrten« Ländern gehörten Japan (1873), China (1911), Rußland (1917), Griechenland (1924), die Türkei (1926) und Ägypten (1928).

Die orthodoxen Kirchen begehen ihr Osterfest allerdings immer noch nach dem Julianischen Kalender. Da dort die Schalttage von 1700, 1800 und 1900 weiterhin berücksichtigt werden, kommt es inzwischen zu einem Auseinanderdriften zwischen einem Julianischen und einem Gregorianischen Datum von 13 Tagen. Das orthodoxe Osterfest fällt in diesem Jahr auf den 30. April gregorianisch.

Die Festtage Christi Himmelfahrt und Pfingsten sind vom Ostertermin abhängig und deshalb auch bewegliche Feiertage. Sie folgen Ostern in einem Abstand von 40 bzw. 50 Tagen.

Peter Lange